

Vorwort

Die in diesem Band gesammelten Aufsätze sind in einem besonderen Sinne *kritische* Studien zur Geschichtswissenschaft. Im Verlaufe der neunziger Jahre ohne planvollen Zusammenhang entstanden, werden sie verbunden durch den Einspruch gegen eine nationalhistorische Selbstbezogenheit und einen Europazentrismus, wie sie die deutsche Neuzeithistorie von den Historiographien vergleichbarer Wissenschaftsnationen lange unterschieden haben. Zugleich sollen sie die jüngst erkennbaren zaghaften Bemühungen unterstützen, über diesen Zustand hinausfinden.

Nun gibt es zwar leicht einsehbare real- und wissenschaftsgeschichtliche Ursachen der gegenwärtigen Verhältnisse, aber immer weniger Gründe, sich mit ihrer Fortexistenz abzufinden. Es genügt, auf zwei Argumente zugunsten einer Erweiterung des geschichtswissenschaftlichen Aufmerksamkeitsfeldes zu verweisen. Zum einen bildet die Universität heute Geschichtsstudenten für sich rasch »globalisierende« Berufsfelder aus, etwa die Medien oder das kulturelle Management, in denen man mit den Erträgen eines kleineuropäischen Geschichtsstudiums nicht allzu weit kommt und wo zumindest eine universalhistorische Grundbildung hilfreich wäre. Zum anderen ist es eben die »Globalisierung« selbst, vor der Historiker um so hilfloser verharren, je eifriger die Sozialwissenschaften, einstmals Waffenbrüder im Streit mit einer verstaubten »Politikgeschichte«, sich des Themas bemächtigen. Gewiß wäre es töricht, mit volltönenden Globalitätssparolen die postmoderne Kritik an den »großen Erzählungen« vom Tisch zu fegen oder die zarte Empirie gelungener Mikrogeschichte durch Makro-Schemata zu überrollen. Im Gegenteil: gerade die Skepsis gegenüber »großen Erzählungen« sollte einen Raum zur wissenschaftlichen Befassung mit denjenigen öffnen, die durch eben jene Großentwürfe ins weltgeschichtliche Abseits gestellt wurden. Nur ist es mit dem Aufblättern eines kulturgeschichtlichen Bilderbuches nicht getan. Eine allzu überschwengliche Hinwendung zu den »Anderen« in ihrer angeblich nur durch anthropologische Erkenntnisweisen zu erfahrenden »Fremdheit« verwandelt die Geschichte Amerikas, Asiens und Afrikas in das gehobene Äquivalent eines Hochglanzreisemagazins. So zieht sich durch die folgenden Kapitel, die von der Wirtschafts- über die Sozial- und Kulturgeschichte bis zur Geschichte der internationalen Beziehungen die verschiedensten Bereiche historischen Wissens berühren, nicht nur eine Abneigung gegen überscharfe Richtungsformierungen, sondern

auch eine unterschwellige Polemik gegen binäre Klassifikationen: Europa / Außereuropa, Wir / die Anderen, das Eigene / das Fremde. Da auch die eingeführten Epochengrenzen mit einer gewissen Nonchalance behandelt werden, wird mein Plädoyer für die Einheit der Geschichtswissenschaft hoffentlich durch das Beispiel Überzeugungskraft gewinnen.

Die hier zusammengestellten Texte summieren sich nicht zu einem Programm, begründen kein neues »Paradigma«, ja, können noch nicht einmal mit einem griffigen Richtungsetikett dienen. Sowohl »transnationale« als auch »interkulturelle« Geschichtsschreibung kämen dem Gemeinten nahe, auch »Globalgeschichte« wäre nicht ganz unpassend, wenn es nicht allzu unbescheiden klänge.

Unerlässlich ist es aber, so deutlich wie möglich festzustellen: Es geht *nicht* darum, die Sache der »Außereuropäischen Geschichte« als eines weiteren institutionalisierten Teilbereichs der Geschichtswissenschaft zu stärken und zu verteidigen. Die Bezeichnung »Außereuropäische Geschichte« ist eher Teil des Problems als seiner Lösung. Sie bündelt allzu Heterogenes: Zivilisationen, die wenig mehr miteinander gemeinsam haben, als irgendwann im Laufe der Neuzeit einmal Zielgebiete der europäischen Expansion gewesen zu sein. Je mehr die Forschung die jeweils ganz spezifische Handlungsfähigkeit (»agency«) der Kolonisierten und die Begrenztheit europäisch-imperialer Einflüsse herausstellt, desto mehr enthüllt sich der pauschale Sammelname des »Außereuropäischen« als nützliches Entsorgungskonstrukt. »Außereuropäische Geschichte« ist eine eurozentrische Restkategorie, ein großer Sack, in dem das angeblich Fremde, Exotische, weniger Geschichtsmächtige verschwindet, eine modernisierte Variante der Rede von den »geschichtslosen Völkern«, die sich das 19. Jahrhundert ausgedacht hatte.

Wenn es also in diesem Band nicht darum geht, für die »Außereuropäische Geschichte« um Ansehen und Ressourcen zu werben, worum geht es sonst? Das Ziel, das heute auf der Tagesordnung steht, ist die Integration von Amerika, Asien, Afrika und Ozeanien in den Horizont der »normalen« Geschichtswissenschaft, die erst dadurch eine wirklich »allgemeine« würde. Diese Integration müßte zwei Seiten haben, die untrennbar zusammengehören. Auf der einen Seite ist eine institutionelle Öffnung unerlässlich: neben der stärkeren Verankerung des Nicht-Okzidental in der Forschung und – am wichtigsten! – der Lehre etwa auch eine Öffnung der maßgebenden Zeitschriften und Schriftenreihen für Themen aus unkonventionellen Zusammenhängen, die Organisation von »transkontinentalen« Tagungen oder Sektionen auf Historikertagen, usw. Auf der anderen Seite bliebe eine solche institutionelle Einverleibung unvollständig, ja, geradezu bodenlos, ohne eine nur langsam entstehende Kultur kosmopolitischer Aufmerksamkeit. Anleihen bei weltläufigen Nachbarfächern wie der Kulturanthropologie und der vergleichenden Makrosoziologie sind hier unerlässlich, garantieren aber keineswegs den Erfolg. *Vor* der methodi-

schen Zurichtung von Wissen steht, wie jedermann im Proseminar lernt, ein *Interesse*. Es käme darauf an, eine Haltung der Offenheit und Neugier entstehen zu lassen, die sich über die Einstellung hinwegsetzt, nur die Modernitäts- und Machtentfaltung des neuzeitlichen Europa (und die Dimension seiner Verbrechen) rechtfertigten historische Aufmerksamkeit. Sagen wir es also altmodisch und beherzt: An die Seite einer Historie mit nationalgeschichtlicher auch nationalpädagogischer Selbstbeauftragung und einer solchen, die sich die historische Identitätsstärkung Europas vornimmt, muß eine *Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* treten. Sie sucht im Normalfall nicht nach global gültigen Antworten auf höchstmöglicher Abstraktionsstufe, stellt aber ihre Fragen in einem universalen *Horizont*. Auch bemüht sie sich – eines der fruchtbarsten der möglichen Resultate des »linguistic turn« – um ein Gespür für das Generalisierungspotential geschichtswissenschaftlicher Begriffe. Weder mit dem verstehenden Nachvollzug der je besonderen Selbstbeschreibung von Kulturen ist es allein getan, noch mit einer vorgeblich allgemeingültigen und kulturneutralen Terminologie. Hier Mittelwege zu finden, ist eine der großen Aufgaben der Zukunft.

Im Untertitel des Bandes finden sich die Begriffe »Zivilisationsvergleich« und »Beziehungsgeschichte«. Der erste der beiden wird in den Kapiteln 1 und 2 ausführlich erläutert. Es soll aber schon hier darauf hingewiesen werden, daß ich den makrohistorischen Zivilisationsvergleich keineswegs als einen »Königsweg« empfehle. Ich halte ihn für einen vielversprechenden, aber in der Durchführung ungemein anspruchsvollen Zugang zu historischer Erkenntnis, der nur dann verantwortbar ist, wenn man sich von Anfang an deutliche Rechenschaft über die Brauchbarkeit und die Gefahren essentialisierender Kulturbegriffe ablegt. »Beziehungsgeschichte«, eine Bezeichnung, die sich in den neunziger Jahren verbreitet hat, taugt kaum als gehärtete Kategorie und drückt eher eine semantische Verlegenheit aus; man kann das Wort nur schwer in andere Sprachen übersetzen. Selbstverständlich sind »Beziehungen« der Stoff, aus dem Geschichte seit Anbeginn gemacht ist. Noch für Leopold von Ranke, den Historiker des frühneuzeitlichen Europa, war das unbestritten. Nur eine eng nationalhistorische Denkweise hat es vergessen lassen. Heute muß man erneut daran erinnern, wie wichtig *internationale* Beziehungen als sich keineswegs in »Politikgeschichte« erschöpfender Gegenstand der Geschichtswissenschaft sind und daß es neben internationalen zahlreiche *anderen* Arten von Beziehungen gibt. Seit den späten achtziger Jahren hat mit Recht der Kulturtransfer viel Aufmerksamkeit gefunden. »Beziehungsgeschichte« soll also nicht mehr sein als eine möglichst weit greifende Begriffsklammer, die Relationales aller Art umfaßt.

Man kann durchaus so weit gehen zu behaupten, zwischen den Polen Vergleich und Beziehungsgeschichte lasse sich die ganze Weltgeschichte einfangen. Es darf dabei jedoch nicht übersehen werden, daß die beiden Begriffe lo-

gisch nicht ganz auf der gleichen Ebene liegen: Obwohl Menschen sich immer schon mit den Angehörigen des Nachbarstammes, der Nachbarstadt oder der Nachbarnation verglichen haben, ist der *wissenschaftliche* Vergleich ein artifizielles Verfahren, das eine abstrahierende Präparierung distinkter Analyseeinheiten zu erklärenden Zwecken verlangt, anders gesagt: die kontrollierte Reduktion von Komplexität. Beziehungsgeschichte, insbesondere die Geschichte kultureller Beziehungen, ist hingegen an der Kontextualisierung von Wirkungsverhältnissen interessiert, also an Komplexitätsanreicherung durch feinstrichige Beschreibung. Man kann überdies kulturelle Transfers (um bei diesem Beispiel zu bleiben) untersuchen, ohne sich viel Mühe mit dem Vergleich von Makrostrukturen, also ganzen Nationalgesellschaften oder Zivilisationen, zu machen, muß indes umgekehrt bei Vergleichen aller Art mögliche gegenseitige Einflüsse zu klären versuchen; manche »einheimischen Traditionen« sind nämlich nicht nur »erfunden«, sondern »importiert«, also Akkulturationsresultate. Der Vergleich setzt daher beziehungsgeschichtliche Recherchen voraus und ist somit der Beziehungsgeschichte logisch nach- oder übergeordnet. Daher besteht zwischen beiden weder ein ausschließender Gegensatz noch ein säuberliches Komplementaritätsverhältnis.

Ich danke den Herausgebern der »Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft«, insbesondere Hans-Ulrich Wehler, sowie dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht für die Einladung, einen Band mit Aufsätzen zusammenzustellen. Diese Einladung habe ich erst nach langem Zögern angenommen und mir die Auswahl nicht leicht gemacht. Mein langjähriges Hauptarbeitsgebiet, die neuere Geschichte Chinas, ist in diesem Buch nicht vertreten, ein neuerer Bereich, die Geschichte interkultureller Wahrnehmungen, nur am Rande berücksichtigt worden. Die meisten Texte wurden im Detail überarbeitet, ohne daß die großen Argumentationslinien der Erstfassungen verändert worden wären. Johannes Heger hat bei den Redaktionsarbeiten geholfen und das Register angefertigt; Niels P. Petersson und Boris Barth, meine kritischen Konstanzer Mitarbeiter, haben Irrtümer aufgespürt und zahlreiche Verbesserungen vorgeschlagen. Selbstverständlich ist eine Geschichtswissenschaft in weltbürgerlicher Absicht auch im deutschsprachigen Raum keine originelle Erfindung. Unter denjenigen, die sie nachdrücklicher als andere angeregt haben, möchte ich besonders Rudolf von Albertini, Jörg Fisch, Ulrich Haarmann (†), Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka, Wolf Lepenies, Christian Meier, Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Reinhard, Dietmar Rothermund, Jörn Rüsen und Helwig Schmidt-Glintzer nennen. Am größten ist die Dankbarkeit, die ich gegenüber Ernst Schulin empfinde. Ihm möchte ich das Buch widmen.

Wassenaar, im September 2001

Jürgen Osterhammel

1. Transkulturell vergleichende Geschichtswissenschaft

I. Nähe und Ferne im transkulturellen Vergleich

Eines der Monumente historischer Gelehrsamkeit und Synthesekraft, Marc Blochs »La société féodale« (1939/40), stellt ein Kernthema der europäischen Gesellschaftsgeschichte in einen die kulturellen Grenzen Europas überschreitenden Zusammenhang. Marc Bloch beginnt sein Portrait des hohen Mittelalters mit einer Darstellung jener Invasionen der christlichen Ökumene durch Araber, Ungarn und Normannen, die bis über die Jahrtausendwende hinaus Zerstörungen und Instabilität, aber in breiten Randzonen – England, Nordfrankreich, Spanien, Sizilien – auch sozialökonomische Neubildungen und kulturelle Mischungen zur Folge hatten. Jahrhundertlang hätten die großen und gewaltsamen Völkerbewegungen »donné sa trame à l'histoire de l'Occident«, und Bloch fügt mit Bedacht hinzu: »comme à celle du reste du monde«. ¹ Im Vorfeld des westlichen Europa – und weltweit nahezu nur dort – kamen diese Invasionen dann aber zum Stillstand. Die Mongolen zerstörten das Kalifat von Bagdad und beendeten die große Blüteperiode der Song-Dynastie in China; sie beherrschten für etwa 250 Jahre den größten Teil Rußlands. Aber sie berührten die Sphäre des lateinischen Christentums ebensowenig, wie später die Osmanen mit all ihrer überlegenen Macht über Zentralungarn hinaus vorzudringen vermochten. Marc Bloch sieht – wie vor ihm schon Edward Gibbon – in »cette extraordinaire immunité« nichts weniger als »un des facteurs fondamentaux de la civilisation européenne, au sens profond, au sens juste du mot«. ² Für Europa sei dadurch »une évolution culturelle et sociale beaucoup plus régulière« ermöglicht worden, »sans la brisure d'aucune attaque extérieure ni d'aucun afflux humain étranger«. ³ Mit Ostkolonisation, Kreuzzügen, der spanischen Reconquista und der sich aus ihr entwickelnden Eroberung und Kolonisierung Amerikas wurde Westeuropa, so wäre hinzuzufügen, dann selbst zu einer expansiven, ihre Grenzen voranschiebenden Zivilisation.

Außer dem europäischen Westen war es, wie Marc Bloch beobachtet, nur Japan, das von den eurasiatischen Völkerstürmen verschont blieb. Mit einem

1 M. Bloch, *La société féodale*, Paris 1969, S. 95.

2 Ebd.

3 Ebd.

Blick auf Japan beendet Bloch sein Buch, das er mit den Sarazenen begonnen hatte. Im vorletzten Kapitel läßt er auf einen Vergleich zwischen den verschiedenen nationalen Pfaden der Staatsbildung im spätmittelalterlichen Europa auf höherer Abstraktionsebene eine universalisierende Betrachtung folgen. Er bildet zunächst zusammenfassend einen Realtypus »europäischer Feudalismus«⁴ und schließt daran die Vermutung an, »que des civilisations différentes de la nôtre n'aient traversé un stade approximativement analogue à celui qui vient d'être défini.«⁵ Ohne den Anspruch zu erheben, eine wahrhaft weltweite Suche unternommen zu haben, weist Bloch auf den offenkundigen Parallelfall Japan hin, notiert aber sogleich charakteristische Abweichungen des japanischen Feudalismus vom europäischen Modell.⁶ Haben andere Gesellschaften eine ähnliche Phase des Feudalismus durchlaufen? »Et, s'il en a été ainsi, sous l'action de quelles causes, peut-être communes?«⁷ Mit diesen Fragen eröffnet der Mitbegründer der »Annales« eine bis heute unabgeschlossene Diskussion.

In seinem manifestartigen Aufsatz von 1928, »Pour une histoire comparée des sociétés européennes«, hatte Marc Bloch bereits zwischen zwei Arten des Vergleichs unterschieden: einerseits dem Vergleich zwischen Gesellschaften, die in Raum und/oder Zeit so weit voneinander getrennt sind, daß Ähnlichkeiten zwischen ihnen nicht auf einen gemeinsamen Ursprung oder auf Beeinflussung zurückgeführt werden können, andererseits dem Vergleich zwischen zeitgenössischen, benachbarten und in engen Austauschbeziehungen miteinander stehenden Gesellschaften verwandter Herkunft.⁸ Nachdem er sich während der dreißiger Jahre nicht nur mit Ostasien, sondern auch mit dem islamischen Zivilisationsgebiet beschäftigt hatte,⁹ kam Bloch in »La société féodale« auf die Unterscheidung zwischen Fern- und Nahvergleich zurück und fügte nun, wie eingangs skizziert, eine dritte Dimension hinzu, die kurz zuvor der belgische Historiker Henri Pirenne in seinem Buch »Mahomet et Charlemagne«¹⁰ (postum 1937) eindrucksvoll entwickelt hatte: die Geschichte der – im Mittelalter vornehmlich kriegerischen – Beziehungen zwischen *angrenzenden* Zivilisationen. So wird der innereuropäische Vergleich, den Bloch schon für das spätere Mittelalter als einen keimhaft *inter-nationalen* verstanden wissen

4 Besonders prägnant: ebd., S. 610.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 611.

7 Ebd., S. 612.

8 M. Bloch, Pour une histoire comparée des sociétés européennes, in: *Ders.*, Histoire et historiens. Textes réunis par É. Bloch, Paris 1995, S. 94–123, bes. S. 95–98.

9 Vgl. L. Valensi, Retour d'Orient: De quelques usages du comparatisme, in: H. Atsma u. A. Burguière (Hg.), Marc Bloch aujourd'hui: Histoire comparée et sciences sociales, Paris 1990, S. 307–316, bes. S. 313f.

10 Paris 1937 (postum), Neuauflage Paris 1992, bes. S. 107ff. Zu Pirenne als Komparatist vgl. M. Moretti, Henri Pirenne: comparazione e storia universale, in: P. Rossi (Hg.), La storia comparata: Approci e prospettive, Mailand 1990, S. 90–109.

will, durch zwei trans-kulturelle Perspektiven eingerahmt: den *Strukturvergleich* im Fernverhältnis (z.B. zwischen Europa und Japan), der methodisch auf der Distinktheit der Vergleichseinheiten beruht, und die interkulturelle *Beziehungsgeschichte*, aus deren Sicht eine jede besondere Gesellschaft auf ihre Prä- gung durch exogene, fremdkulturelle Einflüsse befragt werden muß.¹¹

Wie Strukturvergleich und Beziehungsgeschichte verbunden werden können, hat ein Jahrzehnt nach Marc Blochs Anregungen und auf seinen Spuren Fernand Braudel gezeigt. In seinem großen Werk über den Mittelmeerraum spielt der Vergleich zwischen den strukturell in mancher Hinsicht einander fernen, aber geographisch nahen und in konfliktreichen Beziehungen zueinander stehenden Imperien der spanischen Habsburger und der türkischen Osmanen eine zentrale Rolle.¹²

Ein Vergleich zwischen Spanien und, beispielsweise, seinem nordwestlichen Nachbarn Frankreich scheint sich von einem solchen zwischen Spanien und seinem Gegenüber im Süden des Mittelmeeres, dem Osmanischen Reich, dadurch abzuheben, daß jener *intra*-kulturell ist, dieser aber *inter*-kulturell: Es werden Phänomene verglichen, die unterschiedlichen »Kulturen« zugehören.¹³ Man vergleicht nicht *entre nous*, sondern setzt die »eigene« Geschichte in ein Verhältnis zu derjenigen, wie oft gesagt wird, der »Anderen«.

Es ist dies freilich ein Unterschied, dessen anfängliche Plausibilität bei genauerer Überlegung zweifelhaft werden kann. In theoretischer Hinsicht beginnen die Probleme mit dem Kulturbegriff: »one of the two or three most complicated words in the English language«¹⁴ – und selbstverständlich nicht nur in der englischen Sprache. Holistische Kulturkonzepte, denen zufolge eine Kultur als ein geschlossenes Ensemble spezifischer und unverwechselbarer Lebensformen und Symbolisierungen betrachtet werden muß,¹⁵ sind in der ethnologi-

11 Zwischen diesen »Grundformen universalhistorischer Betrachtung« unterscheidet E. Schulin, Einleitung, in: Ders. (Hg.), Universalgeschichte, Köln 1974, S. 11–65, bes. S. 42–45.

12 F. Braudel, *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*, Paris 1966², bes. Teil II, Kapitel 4–5. Vor Braudel hatte Leopold von Ranke in seinem Werk »Die Osmanen und die Spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert« (Leipzig 1877) das Thema behandelt, aber noch vorwiegend unter dem Gesichtspunkt des machtpolitischen Antagonismus. Über Pirennes Einfluß auf Braudel vgl. P. Burke, *Offene Geschichte. Die Schule der »Annales«*. A. d. Engl. v. M. Fienbork, Berlin 1991, S. 42f.

13 Daß begriffsgeschichtlich zwischen »Kultur(en)« und »Zivilisation(en)« nicht klar unterschieden werden kann, zeigt J. Fisch, »Zivilisation, Kultur«, in: O. Brunner u.a. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, S. 679–774, bes. S. 681. Die beiden Begriffe werden fortan teilweise synonym verwendet.

14 R. Williams, *Keywords: A Vocabulary of Culture and Society*, London 1976, S. 87.

15 Vor allem durch die Schriften von C. Geertz hat diese Konzeption ein beträchtliches Prestige unter Historikern gewonnen. Vgl. zu Geertz' mehrfachen Definitionsversuchen von »Kultur«: R. G. Walters, Clifford Geertz and the Historians, in: *Social Research*, Jg. 47, 1980, S. 537–556, bes. S. 544–547.

schen Theorie, die auf diesem Gebiet die theoretischen Maßstäbe setzt, nicht unumstritten. Mit immer dichter werdendem Kontakt zwischen den Zivilisationen im Verlaufe der Neuzeit sind sie gerade für die Erfordernisse einer universalen Geschichtswissenschaft nur bedingt brauchbar. Die unverfälschte Authentizität einer Kultur, wie sie durch transkulturelle hermeneutische Bemühung zu erfassen wäre, ist unter den neuzeitlichen Bedingungen von interkultureller Beeinflussung, Zerstörung, Überlagerung und Vermischung eine Chimäre, auch wenn die identitätsstiftende Selbstbehauptung und Re-Traditionalisierung bedrohter peripherer Völker und Gruppen ernst genommen und als wesentliches Moment der Geschichte des 20. Jahrhunderts erkannt werden muß. In der Geschichte der »Anderen« finden sich stets Elemente der eigenen; das Fremde wird in seiner »otherness« zum Spiegel seiner europäischen Betrachter.¹⁶

Aber auch vortheoretische Überlegungen zeigen, wie schwierig Grenzen zwischen den Kulturen zu erkennen sind¹⁷ und wie ungewiß es daher oft ist, wo der *intrakulturelle* Vergleich endet und der *interkulturelle* oder *transkulturelle* beginnt. Anders gesagt: Es ist durchaus nicht evident, wo die kulturellen Grenzen Europas verlaufen. Die bei Bloch und Braudel angesprochenen Beispiele können dies verdeutlichen. Das Osmanische Reich war ein militarisiertes Vielvölkerimperium mit einer islamischen Machtelite und Bevölkerungsmehrheit, aber auch mancher Nische für nichtislamische Minderheiten. Zwar stand es strukturell in einem deutlichen Kontrast zu den relativ homogenen Nationalstaaten des westlichen Europa (in einem viel weniger deutlichen zum Zarenreich), doch es betrieb eine Machtpolitik, die sich in ihrer Logik von derjenigen der europäischen Großmächte nicht signifikant unterschied. Noch 1856 wurde die Hohe Pforte offiziell als Teilnehmerin am Europäischen Konzert bestätigt,¹⁸ und für die Frühe Neuzeit kann man das Osmanische Reich nicht nur aus geographischen Gründen weniger als »außereuropäisches« Staatsgebilde denn – neben Schweden und Rußland – als einen der »outsiders of Europe« betrachten.¹⁹

Japan hingegen scheint in jeder Beziehung der Inbegriff des Außereuropäisch-Fremden zu sein, als den es schon 1565 der portugiesische Jesuitenmission-

16 Diese Überlegungen werden am Ende dieses Aufsatzes fortgesetzt werden.

17 Innereuropäisch stellt sich ein ähnliches Problem bei der Demarkation von Sub-Kulturen gegeneinander. Vgl. *P. Burke*, *History and Social Theory*, Cambridge 1992, S. 124f. Zum Problem der kulturellen Grenzen in Asien vgl. die bemerkenswerten Überlegungen bei *K. N. Chaudhuri*, *Asia before Europe: Economy and Civilisation of the Indian Ocean from the Rise of Islam to 1750*, Cambridge 1990, bes. Kap. 1, 2 und 5.

18 Vgl. *T. Naff*, *The Ottoman Empire and the European States System*, in: *H. Bull* u. *A. Watson* (Hg.), *The Expansion of International Society*, Oxford 1984, S. 143–169, hier S. 163, S. 169.

19 Vgl. etwa *R. Bonney*, *The European Dynastic States 1494–1660*, Oxford 1991, S. 242ff.

nar Lúís Fróis in einem kulturvergleichenden Traktat darstellte.²⁰ Nach seiner »Öffnung« 1854 und vor allem seit der Meiji-Restauration von 1868, die ihrem Wesen nach ein Putsch von Reformkräften innerhalb der alten Machelite war, übernahm es jedoch in vielen Bereichen seiner staatlichen und gesellschaftlichen Organisation Elemente des Westens und verwandelte sich, je nach zeitgenössischer Perspektive, in ein »Britain of the East« oder ein »Preußen Asiens«. Die von Marc Bloch (und einigen Vorgängern) für Mittelalter und Frühe Neuzeit festgestellte west-östliche Homologie der Gesellschaftsformen findet in der Moderne ihre Fortsetzung. Deshalb ist Japan trotz all seiner kulturellen Fremdheit in Sprache, Religion und kollektiven Wertorientierungen seit etwa 1880 westlichen Industriegesellschaften strukturell nahe verwandt und auf Gebieten wie der wirtschaftlichen oder der staatlichen Entwicklung mit Hilfe eines kaum modifizierten Instrumentariums intra-kultureller Komparatistik mit europäischen Nationalstaaten relativ gut vergleichbar.²¹ Ungeachtet aller geographischen und kulturellen Distanz steht etwa das Deutsche Reich im frühen 20. Jahrhundert in seiner sozialökonomischen Beschaffenheit Japan näher als zum Beispiel den agrarischen Gesellschaften des europäischen Balkan.

Die Problematik interkultureller Abgrenzung und das Fragwürdige der geläufigen Ordnungskategorien ließe sich an zahlreichen weiteren Beispielen illustrieren. Dürfen die »neo-europäischen«²² Gesellschaften in Nordamerika, Australien und Neuseeland einem Makro-Typus »westliche Zivilisation« subsumiert werden, oder soll man sie, in Tocquevillescher Tradition und einem starken Strang ihres Selbstverständnisses folgend, als Gesellschaften eigener kultureller Prägung auffassen? Ist ein Vergleich zwischen russischer Leibeigenschaft und amerikanischer Plantagensklaverei daher einer innerhalb kultureller Grenzen oder über sie hinweg?²³ Weiterhin: Wie wäre Lateinamerika einzuordnen? Üblicherweise wird, jedenfalls in Deutschland, seine wissenschaftliche Behandlung der »Außereuropäischen Geschichte« zugewiesen. Worin aber liegt die fremdkulturelle Andersartigkeit von Ländern wie Argentinien, Uruguay,

20 Auszüge in *P. Kapitza* (Hg.), *Japan in Europa. Texte und Bilddokumente zur europäischen Japankenntnis von Marco Polo bis Wilhelm von Humboldt*, München 1990, Bd. 1, S. 132–139.

21 Vgl. etwa aus einer umfangreichen Literatur: *D. S. Landes*, *Die Industrialisierung in Japan und Europa. Ein Vergleich*, in: *W. Fischer* (Hg.), *Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Probleme der frühen Industrialisierung*, Berlin 1968, S. 29–117; *R. P. Dore*, *British Factory – Japanese Factory: The Origins of National Diversity in Industrial Relations*, Berkeley 1973; *B. S. Silberman*, *Cages of Reason: The Rise of the Rational State in France, Japan, the United States and Great Britain*, Chicago 1993; *J. P. Powelson*, *Centuries of Economic Endeavour: Parallel Paths in Japan and Europe and Their Contrast with the Third World*, Ann Arbor 1994.

22 Der Begriff wird erläutert bei *A. Crosby*, *Ecological Imperialism: The Biological Expansion of Europe, 900–1900*, Cambridge 1986, S. 2f.

23 Vgl. *P. Kolchin*, *Unfree Labor: American Slavery and Russian Serfdom*, Cambridge, Mass. 1987, sowie *S. D. Bowman*, *Masters and Lords: Mid-19th-Century U.S. Planters and Prussian Junkers*, New York 1993.